

Originaldokument

1945 und wir

Die Gegenwart der Vergangenheit

© Verlag C.H. Beck

Soviel Hitler war nie. Die mediale Gegenwart des «Führers» sechs Jahrzehnte nach dem Ende des «Dritten Reiches» übertrifft nicht nur bei weitem seine öffentliche Präsenz in den Monaten vor dem «Untergang» im Bunker; sie läßt auch alle Hitler-Wellen der vergangenen Dekaden flach erscheinen. Eine Flut von Filmen, Fernsehbildern und Erinnerungen bringt uns, den Nachgeborenen, «1945» näher denn je.

Hitler und der Nationalsozialismus, so jedenfalls scheint es, bewegen nun schon die «dritte Generation», und gemessen am Ausstoß der Medien, nimmt das Interesse immer noch zu. Also alles in Ordnung? Oder zumindest alles wie gehabt? Richtig ist ganz sicher, daß nach wie vor kein anderes historisch-politisches Thema dieses Land in vergleichbarer Weise zu erregen vermag. Aber heißt das, die Deutschen halten Linie – und verteidigen einen Ruf: als Erfinder und Weltmeister der «Vergangenheitsbewältigung»? Oder ist, was unter diesem Rubrum verhandelt wird, inzwischen etwas ganz anderes als jene Kultur der selbstkritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die sich seit Anfang der sechziger Jahre herausbildete und die Gesellschaft der Bundesrepublik jahrzehntelang prägte?

Tatsächlich geht eben eine Epoche zu Ende. Die Zeit des «Dritten Reiches» entschwindet der Zeitgenossenschaft, der Nationalsozialismus verabschiedet sich aus dem in unserer Gesellschaft präsenten Vorrat persönlicher Geschichtserfahrung. Gegen dieses Faktum postulieren viele, als ließe Unabwendbares sich aufhalten, mehr denn je die Pflicht des Erinnerns. Aber darin liegt ein Element der Selbsttäuschung, denn die Wahrheit

ist, daß fast niemand mehr sagen kann: «Ich erinnere mich!» Für die allermeisten von uns ist die Hitler-Zeit keine erlebte Vergangenheit, sondern Geschichte. *History, not memory.*

Schwer zu sagen, mit welchem Ereignis wir später einmal jene Zäsur in unserem Verhältnis zur NS-Geschichte verbinden werden, deren Entfaltung wir gerade erleben. Einiges spricht dafür, daß es der Staatsakt werden könnte, mit dem in Berlin am 10. Mai 2005 das Denkmal für die ermordeten Juden Europas eingeweiht wird. Symbolpolitisch hat es das noch nicht gegeben: daß eine Nation im Zentrum ihrer Hauptstadt ihr größtes geschichtliches Verbrechen bekennt. Nach mehr als eineinhalb Jahrzehnten der Debatte markiert der Zeitpunkt, zu dem dies nun geschieht – zwei Tage nach der 60. Wiederkehr des Kriegsendes in Europa –, auch für den Holocaust die Schwelle des Übergangs von der Erfahrung zur Geschichte.

Gewiß, manche der Täter sind noch immer unter uns, und die jüngsten ihrer Opfer, die damals überlebten, werden uns, zu unserem Glück, noch eine Zeitlang begleiten. Aber klar ist doch bereits, wofür das Stelenfeld in der Nachbarschaft des Brandenburger Tors fortan steht: für eine Zukunft der Vergangenheit, die eine Gegenwart ohne die Überlebenden sein wird.

I.

Es ist dieser neu sich eröffnende vergangenheitspolitische Erwartungshorizont, vor dem die Entwicklungen der letzten Dekade plötzlich in einem schärferen Licht erscheinen. So ist es, einerseits, entgegen mancherlei Befürchtungen zwar weder im Symboljahr 1995 noch in den Jahren danach zu dem schon in der Ära Adenauer regelmäßig herbeigewünschten «Schlußstrich» unter die Vergangenheit gekommen; andererseits aber haben sich die Inhalte und Formen ihrer Vergegenwärtigung dramatisch verändert, seit am 50. Jahrestag des Kriegsendes ein dem Bann des «runden» Datums geschuldeter zwölfjähriger

Turnus des Gedenkens zum Abschluß kam. Im Vergleich zu den medialen Aufbereitungen und Debatten über die NS-Geschichte, die uns seither beschäftigt haben, war, was am 8. Mai 1995 zu Ende ging, eine «komprimierte Inventur» dieser Vergangenheit, die sich noch ganz aus der Tradition der alten Bundesrepublik verstand¹.

Wie anders dagegen das seitdem vergangene Jahrzehnt: Es erwies sich, auf einen einzigen Begriff gebracht, als die Dekade der Zeitzeugen. Täter, Opfer und Mitläufer, sowohl in der historiographischen als auch in der medialen Vergewärtigung bis dahin vor allem als Kollektivsubjekte präsent, bekamen Gesichter. Anstelle geschichtlicher Ereigniskomplexe, Strukturen und Prozesse rückten die Menschen in den Vordergrund – ihr Leid wie ihre Verbrechen, ihre Handlungsspielräume wie deren Grenzen².

Welche Möglichkeiten der Veranschaulichung sich mit diesem Wechsel der Perspektive verbinden, demonstrierte Steven Spielberg bereits 1994 mit seinem weltweit erfolgreichen Kinofilm über den unheldischen deutschen Helden Oskar Schindler und die von ihm geretteten Juden³. Mit den bedrängenden Gewaltszenen von der Räumung des Krakauer Ghettos und der Kamerafahrt in die Gaskammern von Birkenau definierte *Schindlers Liste* die Grenzen des Zeigbaren neu. Hatte Spielberg sich damit über jenes Bilderverbot hinweggesetzt, das den letzten Akt des Judenmords lange umgab, so brach Daniel Goldhagen mit seiner «dichten Beschreibung» des Mordgeschehens und der Brutalität der «Direkttäter» bald danach die Sagbarkeitsregeln der Holocaust-Historiographie.

In dieselbe Richtung wirkten, trotz aller Unterschiede im einzelnen, die Hamburger Ausstellung über den Vernichtungskrieg der Wehrmacht, das Tauziehen um die Entschädigung von Zwangsarbeitern, aber auch die neueren Forschungen und Debatten über «Arisierung», Wiedergutmachung und Restitution⁴. Auf jedem dieser Felder ging und geht es um Konkretisierung und Veranschaulichung, und tatsächlich verfügen wir

inzwischen über eine vordem unbekannte Nahsicht auf die Geschichte des «Dritten Reiches» und vor allem des Zweiten Weltkrieges.

Unser Augenmerk hat sich dabei verlagert. In den Mittelpunkt der Geschichte sind die Geschichten der Menschen gerückt, im Zentrum des Interesses stehen die Erfahrungen des einzelnen, aber auch die Schicksale von Familien und Gruppen. Politische und gesellschaftliche Zusammenhänge treten demgegenüber in den Hintergrund. Was fasziniert, sind Fragen nach Schuld und Verhängnis, und Antworten werden eher auf der Ebene des persönlichen Verhaltens gesucht denn im Funktionieren des Regimes⁵. Gesellschaftlich attraktiv geworden ist, kurz gesagt, die Moral in der Geschichte.

Eine Erklärung dafür liegt auf der Hand: Fragen, die den Generationen der Mitläufer und Täter jahrzehntelang nur um den Preis zu stellen waren, daß diese sie als Schuldbezeichnungen verstanden, sind inzwischen kaum mehr ein Problem. Das verschafft den Nachgeborenen Raum für genaueres Hinsehen, erlaubt es in gewisser Weise sogar erst – verleitet jedoch auch zu jenem kostenlosen Bekennermut, der sich der historischen Reflexion gerne in den Wege stellt: «Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten hätte.» In der Tat, das können wir nicht wissen, doch heißt das ja nicht, daß wir nicht wüßten, wie wir uns hätten verhalten sollen⁶.

Die ins Gewand der gütigen Nachsicht gekleidete Neigung zum wohlfeil verkürzenden Moralisieren ist natürlich weder neu noch auf die NS-Vergangenheit beschränkt. Dennoch birgt sie diesbezüglich ein besonderes Problem insoweit, als sie eine spezifische Form der Enthistorisierung von Geschichte begünstigt. Das gilt zumal dort, wo sie sich mit jener Hypostasierung der Figur des Zeitzeugen verbindet, die seit einiger Zeit vor allem in Hörfunk und Fernsehen, aber auch in der (auto)biographischen Literatur zu beobachten ist. Wenn einschlägige Produktionen sich immer stärker oder gar ausschließlich auf die vermeintliche

«Authentizität» der Zeitzeugen verlassen und deren persönlicher Deutungslogik folgen, dann hat das Konsequenzen für unser Geschichtsbild: Der Nationalsozialismus erscheint dann als ein System, das aus der Summe der retrospektiven Selbsterklärungen seiner (letzten) Zeitgenossen zu begreifen ist.

Das aber kann nur wollen, wer den Rückfall in die Deutungsmuster der fünfziger Jahre nicht fürchtet, in denen sich die Deutschen als Hitlers erste – und eigentliche – Opfer verstanden⁷.